

Christina von Braun
Warum Gender Studies?

(Vortrag zur feierlichen Einführung des Studiengangs Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin im WS 1997)

1897, vor genau hundert Jahren, erschien hier in Berlin ein Buch unter dem Titel „*Die Akademische Frau*“. Der Untertitel: *Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe.*

Ein Gutteil der Universitätsprofessoren, die darin Stellung bezogen - es waren über 100 - lehrte an dieser Universität. Fast alle Disziplinen hatten sich an der Umfrage beteiligt; viele der Namen sind heute vergessen, andere weiterhin ein Begriff - der Theologe Hermann Strack z.B. oder der Jurist Otto Gierke -, wenn nicht sogar weltbekannt: der Physiker Max Planck. Es war nicht die einzige Schrift, in der der Frage, ob Frauen zur Wissenschaftlichkeit und zum Denken überhaupt befähigt seien, nachgegangen wurde. Die Diskussion um das Frauenstudium hatte schon zwanzig Jahre zuvor begonnen, als die Universitäten der Schweiz, Englands, Frankreichs, eigentlich aller europäischer Staaten, Frauen zum höheren Studium und zu akademischen Prüfungen zuließen. In Deutschland, vor allem in Preußen, wo Frauen bis zur Reichsgründung als Hörerinnen in manchen Lehrveranstaltungen geduldet wurden, hatte sich die Situation nach der Reichsgründung verschlechtert. Die Universitäten waren für Frauen hermetisch abgeriegelt worden. Erst 1908 öffneten die Universitäten Preußens ihre Tore für Frauen. In dieser Hinsicht war Preußen die letzte der sogenannten „Kulturnationen“.¹

Bemerkenswert - aus dem heutigen Blickwinkel - ist die Ähnlichkeit der Argumente der Gegner und vieler Befürworter eines Frauenstudiums. Die Gegner des Frauenstudiums beriefen sich auf angebliche „Naturgesetze“, die die Befürworter des Frauenstudiums in besonderen *Ausnahmefällen* zu umgehen bereit waren. Zu denen gehörte etwa Max Planck. Er schrieb, daß „wenn eine Frau, was nicht häufig, aber doch bisweilen vorkommt, für die Aufgaben der theoretischen Physik besondere Begabung besitzt und den Trieb in sich fühlt, ihr Talent zur Entfaltung zu bringen,“ so werde er ihr „soweit es überhaupt mit der akademischen Ordnung verträglich ist, den probeweisen und stets widerruflichen Zutritt zu meinen Vorlesungen und Übungen gestatten.“ Allerdings halte

er es für verfehlt, „Frauen zum Studium heranzuziehen“ Denn „Amazonen sind auch auf geistigem Gebiete naturwidrig“ und man kann

„nicht stark genug betonen, daß die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben habe und daß Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schweren Schädigungen, welche sich im vorliegenden Falle besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würden, ignoriert werden können“.²

Viel schärfer formulierten es die *grundsätzlichen* Gegner des Frauenstudiums. Einige von ihnen führten sogar *erbliche* Schäden an, die sich durch die wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen ergeben könnten. „Ich denke dabei,“ so schreibt ein Mediziner der Charité, „an die hereditäre Übertragung von der unter den studierenden Mädchen ohne Zweifel erheblich zunehmenden Kurzsichtigkeit und der nervösen Disposition.“³ Wir haben einige der Aussagen dieser Debatte für den heutigen Anlaß noch einmal aus dem berühmten Schall- und Bild-Archiv der Humboldt-Universität, Abteilung „Zeugnisse deutscher Wissenschaftler“, hervorgeholt.

(Die folgenden kursiv gedruckten Aussagen werden auf Video-Band vorgeführt)

Prof. Dr. T.L.W. v. Bischoff, Anatom:

„Der Mann ist mutig, kühn, heftig, trotzig, rauh, verschlossen; das Weib furchtsam, nachgiebig, sanft, zärtlich, guthmütig, geschwätzig, verschmitzt. Der Mann besitzt mehr Festigkeit, das Weib ist wandelbar und inconsequent. Der Mann handelt nach Überzeugungen, das Weib nach Gefühlen; die Vernunft beherrscht bei jenem das Gefühl, bei diesem umgekehrt das Gefühl die Vernunft. Das Weib ist schamhafter, und die Regungen des groben Genusses der Sinnlichkeit sind bei ihm in der Regel geringer als beim Manne. Seine Sittsamkeit, Demuth, Geduld, Gutmüthigkeit, Auopferungsfähigkeit, theilnehmende Lebensstimmung, Frömmigkeit sind viel größer als beim männlichen Geschlecht. - Der wahre Geist der Naturwissenschaften wird deshalb dem Weibe stets verschlossen bleiben.“⁴

Prof. Dr. Philipp v. Nathusius, Theologe:

„Ihnen gelehrte Bildung zu geben, ist, meiner Auffassung nach, eine Erniedrigung der Frauen, aus einer viel edleren Sphäre heraus, und neben der Verschraubung der Frauen zugleich eine Beraubung der Männer, die in ihrer eigenen Wissens-Plackerei darauf angewiesen sind, eine Erquickung an der ungelehrten und eben deshalb oft klügeren oder weiseren Frau zu haben.“⁵

Prof. Dr. Lorenz v. Stein, Nationalökonom:

„Das Unbehagen, das uns bei jener „Emanzipation“ erfäßt, beruht in seinem tiefsten Grunde darin, daß die weitere Ausdehnung des Berufs nicht mehr ein Urteil

über die Fähigkeiten der Frau, sondern über das Wesen und die hohe Bedeutung der Ehe enthält. In dem Zustande unserer Gesellschaft ist die Emanzipation ihrem wahren Wesen nach die Negation der Ehe, und die Aufgabe und Gesittung unserer Zeit sollte darum nicht in der Bekämpfung jener Emanzipationsidee sondern in der Erhebung der Idee der Ehe bestehen. Die Frau, die den ganzen Tag hindurch am Pulte, am Richtertisch, auf der Tribüne stehen soll, kann sehr ehrenwert und nützlich sein, aber sie ist keine Frau mehr, sie kann nicht Mutter sein.“⁶

Prof. Dr. med. Georg Lewin, Direktor der Klinik für Syphilis an der Königl. Charité in Berlin:

„Die echte Weiblichkeit, die uns nicht allein „hinanzieht“, sondern vor allem zur Liebe, i.e. zur Heirat bewegt, wird, wenn sie nicht durch jenes anstrengende konkrete Studium ganz zu Grunde geht, doch beschädigt. Dies ist vor allem beim Studium der Medizin der Fall. Eine Frau, die über die Anatomie der Geschlechtsteile nicht allein des Weibes, sondern auch des Mannes orientiert ist und über das Mysterium des Geschlechtsakts ohne Erröten sprechen kann, wird den Mann, wenn nicht abstoßen, so doch immer kalt lassen.“⁷

Prof. Dr. Heinrich von Treitschke, Historiker (der auch Studentinnen aus seinen Vorlesungen verwiesen hatte):

„Der eigentliche Beruf des Weibes wird zu allen Zeiten das Haus und die Ehe sein. Sie soll Kinder gebären und erziehen. Ihrer Familie soll sie den lautereren Quell ihrer fühlenden, liebevollen Seele spenden, Zucht und Sitte, Gottesfurcht und heitere Lebensfreude nähren und pflegen. (...) Durch die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne ergibt sich von selbst die Auflösung aller häuslichen Liebe und Zucht, und die Ehe verwandelt sich in ein Konkubinat.“⁸

Prof. Dr. jur. Otto Gierke, Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin,

„Also weibliche Rechtsanwälte und Notare? Oder weibliche Richter? Oder weibliche Staatsanwälte? Oder weibliche Verwaltungsbeamte? Mit jedem Schritt vorwärts beträte man hier die abschüssige Bahn, auf der es keinen Halt mehr gibt, bis die Austilgung der Unterschiede der Geschlechter im öffentlichen Recht erreicht ist. (...) Unsere Zeit ist ernst. Das deutsche Volk hat anderes zu thun, als gewagte Versuche mit Frauenstudium anzustellen. Sorgen wir vor allem, daß unsere Männer Männer bleiben! Es war stets ein Zeichen des Verfalles, wenn die Männlichkeit den Männern abhanden kam und ihre Zuflucht zu den Frauen nahm!“⁹

Prof. Dr. med. Rudolf v. Virchow, Mediziner:

„Das Weib ist eben nur Weib durch seine Generationsdrüse, alle Eigentümlichkeiten seines Körpers und Geistes oder seiner Ernährung und Nerventätigkeit: die süße Zartheit und Rundung der Glieder bei der eigentümlichen Ausbildung des Beckens, die Entwicklung der Brüste bei dem Stehenbleiben der Stimmorgane, jener schöne Schmuck der Kopfschaare bei dem kaum merklichen weichen Flaum der übrigen Haut, und dann wiederum diese Tiefe des Gefühls,

diese Wahrheit der unmittelbaren Anschauung, diese Safntmut, Hingebung, Treue - kurz alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz der Eierstöcke.“¹⁰

Prof. Dr. Heinrich v. Sybel, Historiker:

„Der Mann, auf welchem der Kampf des äußeren Lebens für sich und die Seinen liegt, ist der geborene Logiker und Dialektiker; die Frau, deren Beruf die innere Beseelung des Hauses ist, erkennt und wirkt durch den Takt des Gesamtgefühls. Man bemerkt leicht, wie unschätzbar eine solche Richtung der geistigen Anlage vor allem auf dem Gebiet der sittlichen Erziehung ist. - Zu allen Zeiten finden wir Frauen auf den verschiedenen Gebieten der schönen Kunst mit bestem Ergebnis tätig, weil hier die Hauptsache der Leistung sofort mit dem unbewußten Akte des genialen Schaffens gegeben ist. Und während eine talentvolle Dichterin uns ein natürliches und anziehendes Bild ist, schüttelt sich jeder, wenn er von einem weiblichen Advokaten, Literaten oder Zeitungsschreiber hört. Der Grund ist immer derselbe: in den eben genannten Tätigkeiten kommt alles auf bewußte und methodische Dialektik an, und hier empfinden wir sofort den Widerspruch gegen die normale Konstitution der Frau. Wir sehen den charakteristischen Reiz der Weiblichkeit zugrunde gehen, und fassen zugleich zu der Tüchtigkeit der naturwidrigen Leistung nur in geringem Maße Vertrauen. Es dünkt uns also nicht, daß wir demnächst weibliche Professoren und Regierungspräsidenten erleben werden, und wenn es geschähe, erschiene es uns als ein äußerst zweifelhafter Gewinn.“¹¹

Daneben gab es einige wenige Wissenschaftler, die sich bedingungslos *für* ein Frauenstudium aussprachen. Interessanterweise ging es auch bei ihnen um die biologische Beschaffenheit der Frau. Ihre Argumente lassen sich im Großen und Ganzen zusammenfassen in der Überlegung, die der evangelische Theologe Hermann von Soden anstellte:

Ist das, was wir alle als Hauptaufgabe der Frau ansehen, so wenig tief in ihrer Natur begründet, daß sie durch wissenschaftliches Studium und öffentliche Berufsthätigkeit den Sinn dafür verlieren könnte, - so wäre es nur doppelt eine Gewalttätigkeit, wollte man sie auf die Aufgabe beschränken.“¹²

Sowohl die Aussagen der Wissenschaftler, die sich *gegen* als auch die derer, die sich *für* ein Frauenstudium aussprachen, sind aus zwei Gründen bemerkenswert: Erstens sind diese Aussagen nur hundert Jahre alt; und zweitens richtet sich in beiden Fällen das Interesse auf die unverrückbaren Gesetze der Natur und, seltener, auf die Gefahr einer „Atomisierung der Gesellschaft“¹³, also eine Auflösung der Ordnung, die das Leben des Gemeinschaftskörpers regelt.

Dennoch: Keine hundert Jahre später bevölkern Frauen die Universitäten: als Studentinnen - in diesem Jahr wurden zum ersten mal sogar mehr Frauen als Männer an den Berliner Universitäten erstimmatrikuliert -; und auch als Lehrende, wenn auch in deutlicher Minderheit. Das heißt, angesichts der „Naturgesetze“, von denen die Rede war, muß man wohl von einer radikalen Mutation der weiblichen „Natur“ ausgehen, die sich in weniger als hundert Jahren vollzogen hat. Oder aber von einer radikalen Mutation der Wissenschaft. Wenn es sich aber um eine radikale Mutation der Wissenschaft handelt, warum offenbart sich dann dieser Wandel besonders deutlich an den Geschlechterrollen und den Geschlechterbildern?

Um auf diese Frage zu antworten, muß ich ein wenig ausholen. Das geistige und wissenschaftliche Denken im Abendland ist gekennzeichnet von einer langen Tradition, die etwa mit Platon ihren Anfang nimmt, das heißt mit einer Denkstruktur, die von den Gesetzen der abstrakten phonetischen Alphabet-Schrift des Abendlandes geprägt ist. In dieser Denkstruktur wurde die Dichotomie Geist und Natur von der Dichotomie Männlichkeit und Weiblichkeit überlagert. Anders ausgedrückt: Die Vorstellung, daß Geist und Materie als unvereinbare Gegensätze zu betrachten sind, und der Geist den Körper zu beherrschen habe, fand ihren Ausdruck und ihre Anbindung an eine sichtbare Wirklichkeit in der Geschlechterdifferenz. Männlichkeit wurde zur Symbolgestalt für das Geistige; Weiblichkeit zur Symbolgestalt für den Körper, die Materie, das sterbliche Fleisch. Von dieser Differenz leiten sich wiederum viele andere Dichotomien ab wie etwa rational/irrational, gesund/krank, aktiv/passiv usw. Diese Gedankenstruktur zog sich von der griechischen Antike über das Christentum bis in die Neuzeit und Moderne, und sie nahm dabei wechselnde Formen an, die sich in kirchlichen wie in politischen, in künstlerischen wie in naturwissenschaftlichen Zusammenhängen zeigen. Die Dichotomie wurde auch auf den Gemeinschaftskörper übertragen, religiöser wie säkularer Art. So etwa, wenn Christus zum „Haupt“ der Kirche und die Gemeinde - als Ecclesia - zu seinem Leib und seiner „Braut“ erklärt wurden. Dasselbe Bild sollte später im Verhältnis des Königs zur Nation wiederkehren. Der spätmittelalterliche König, so hat Ernst Kantorowicz an verschiedenen Beispielen beschrieben, war einerseits abstrakter

Repräsentant des Volkes, andererseits „heiratete“ er bei seiner Krönung die Nation.¹⁴ Das Schema offenbarte sich auch im säkularen Kontext, bezogen auf die Familie. So schrieb Theodor Gottfried von Hippel 1774 über die Ehe: „Der Mann soll über das Weib herrschen wie die Seele über den Leib.“¹⁵ Auf dieser Vorstellung, die Männlichkeit mit Geistigkeit und Weiblichkeit mit Leiblichkeit gleichsetzt, basierten schließlich auch die anfangs zitierten Aussagen der Wissenschaftler, die sich gegen ein Frauenstudium aussprachen. Allerdings war gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus dem, was ursprünglich als „symbolische“ Zuweisung begriffen wurde, ein „Naturgesetz“ geworden, auf das sich die Wissenschaft berufen zu können glaubten.

Warum aus einer symbolischen Ordnung im Laufe der Jahrhunderte ein „Naturgesetz“ werden konnte, auf diese Frage werde ich hier nicht eingehen - sie hängt eng mit der Geschichte der Schrift selbst und dem Verweltlichungsprozeß zusammen, der sie begleitete. Wohl aber kann uns - heute - die Frage interessieren, warum eine Denkstruktur von mehr als zweitausend Jahren um 1900 so plötzlich und so radikal in Frage gestellt werden konnte. Was waren die Gründe für diesen radikalen Wandel? Denn gemessen an der Langsamkeit, mit der sich sonst Geschichte bewegt und Mentalitätsveränderungen stattfinden - gerade auf dem Gebiet der Geschlechterordnung - , ist die Geschwindigkeit *dieses* Paradigmenwechsels bemerkenswert. Er offenbart bei der gleichen Gelegenheit allerdings auch, wie *sehr* wir es bei der Geschlechterordnung mit einer symbolischen - und nicht mit einer naturgegeben, biologischen - Ordnung zu tun haben.

Zwei Dinge waren dem Wandel vorausgegangen, und beide hingen eng miteinander zusammen: erstens eine genauere Kenntnis der Zeugungsvorgänge und zweitens ein neues Konzept des Gemeinschaftskörpers. (Natürlich gab es auch andere Faktoren, aber ich werde mich hier auf diese beiden Aspekte beschränken).

Das Wissen um die Vorgänge bei der Befruchtung war relativ neu. Noch bis 1657, bis William Harvey war die Zeugung ein unerklärbarer Vorgang, über den es die unterschiedlichsten Spekulationen gab. Im späteren 17. Jahrhundert glaubten Vertreter

der Theorie der „Präformation“, daß entweder das Spermatozoon oder das weibliche Ei ein fertig geformtes kleines Lebewesen enthalte. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurde durch die Zellehre und durch die Entdeckung des Eisprungs eine neue Grundlage für die Befruchtungstheorie geschaffen. Um 1875 verschuf eine verbesserte Mikroskopiertechnik Einsicht in den Vorgang der Verschmelzung von Spermakern und Eikern. Und dieser Erkenntnisgewinn eröffnete den Raum für ganz neue Phantasien über eine sowohl geplante als auch gesteuerte, d.h. „verbesserte“, den Zufall ausschließende Regeneration. Die Phantasien an sich waren nicht neu. Schon Platon hatte in seinem "Staat" gefordert, daß die menschliche Fortpflanzung einer rationalen Planung der Auslese und Züchtung unterworfen werde und daß nur die "Besten" das Recht erhalten sollten, Nachkommen zu zeugen. Auch sollten die Säuglinge der "Besten" von ihren Müttern getrennt und von staatlichen Ammen aufgezogen werden, damit sie ganz dem Staate gehörten. Für die Kinder, die aus einer *unkontrollierten* Zeugung von „minderwertigen“ Mitgliedern der Gesellschaft hervorgingen, sah Platon die Aussetzung vor.¹⁶ Waren aber solche Vorstellungen für Platon noch mehr oder weniger Gedankenspiel, so rückten sie mit dem Industriezeitalter, als man die Gesetze der Zeugung *durchschaute* und hoffte, sie bald im Reagenzglas nachvollziehen zu können, in greifbare Nähe. Dementsprechend fanden die Hoffnungen auf eine geplante und homogenisierte Reproduktion schon bald in den Theorien der Eugeniker ihren Ausdruck.

Die Kenntnis der Zeugungsvorgänge brachte noch eine zusätzliche Neuerung: die Möglichkeit, Reproduktion und Sexualität als voneinander unabhängig zu denken. War die Sexualität bis dahin als eine notwendige „Begleiterscheinung“ der Reproduktion erschienen und deshalb mit der biologischen Beschaffenheit des Individuums zwingend verbunden worden, so konnte sie nun als von den regenerativen Kräften getrennt wahrgenommen werden, als selbständiger „Trieb“, der auch da sein Unwesen trieb, wo der Reproduktionstrieb kein Ziel zu verfolgen hatte - etwa bei der Homosexualität. An dieser historischen Stelle entstehen die Sexualwissenschaften. Mit dieser Abkoppelung des Sexualtriebs von der Biologie waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß aus den *biologischen* Kategorien Sexualität und Geschlecht *kulturelle* oder geistige, psychische Kategorien werden konnten. Genau das geschah um die Jahrhundertwende,

und die Entwicklung vollzog sich parallel zur Debatte um das Frauenstudium und vornehmlich in Berlin - wo die Sexualwissenschaften - mit Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld, Albert Eulenburg - ihr aktivstes Zentrum fand. Handelte es sich bei diesen Theoretikern zunächst um Außenseiter, so sollte der Diskurs über Geschlechtlichkeit als einer *kulturell* definierten Kategorie im Verlauf des 20. Jahrhunderts allmählich dominierend werden. Bei Jacques Lacan z.B. ist die Sexualität nurmehr eine Funktion von Sprache und Zeichen.

Im Zuge dieser Entwicklung wurde aber nicht nur die Sexualität, sondern auch das Geschlecht selbst zunehmend als Produkt *kultureller* Zuschreibung verstanden, etwa in den Schriften des Juristen Karl Heinrich Ulrichs, der schon ab Mitte der 1860er Jahre die These vom „dritten Geschlecht“ verkündete.¹⁷ Magnus Hirschfeld sollte später den Begriff durch den der „sexuellen Zwischenstufen“ ergänzen. Mit anderen Worten: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts - mitten in unserem Kampf um das Frauenstudium - trat neben die traditionelle *biologische* Definition des Geschlechts eine kulturelle oder psychologische, die besagte, daß man zwar biologisch ein Mann sein, aber wie eine Frau empfinden könne, und umgekehrt. Es versteht sich, daß die beiden Definitionen von „Geschlecht“ - einerseits die biologische und andererseits die psychisch-kulturelle - schwer miteinander zu vereinbaren waren, und ihre Theoretiker bekämpften sich deshalb zutiefst. Das offenbarte sich nicht nur in den Auseinandersetzungen für oder gegen das Frauenstudium, sondern auch in unterschiedlichen Theorien *innerhalb* der Sexualwissenschaften. Am deutlichsten im Verhältnis zur Homosexualität. Unter den Sexualreformen, die sich alle für eine Aufhebung der Strafrechtsbestimmungen gegen die Homosexualität einsetzten, gab es zwei Strömungen. Die eine Fraktion, vertreten durch den schon erwähnten Ulrichs und durch die Sexualreformerin Johanna von Elberskirchen, war der Ansicht, daß Homosexualität nicht strafbar, weil angeboren und mithin von der Natur vorgegeben sei. Vielmehr, so argumentiert Elberskirchen sei „der absolute Mann und das absolute Weib eine Chimäre, eine Einbildung, ein Irrtum.“¹⁸ Die andere Strömung, interessanterweise vertreten durch Ärzte wie Magnus Hirschfeld und Iwan Bloch, argumentierte weniger biologisch und sah in der Homosexualität eine - zu tolerierende - *kulturelle* Erscheinung.¹⁹ Das heißt die Diskussion kreiste um genau

dieselbe Frage wie die um das Frauenstudium: Ist das Sexualverhalten des Homosexuellen biologisch (mithin unveränderbar) oder kulturell bedingt? Sind Frauen aus biologischen (mithin unveränderbaren) Gründen aus dem Studium auszuschließen; oder handelt es sich um kulturelle und mithin transformierbare Gesetze?

Daß diese Frage von politischer und gesellschaftlicher Brisanz war, geht u.a. aus der Tatsache hervor, daß zeitgleich genau dieselbe Diskussionen über das Bild des „Juden“ geführt wurde - eine Debatte, die ebenfalls vor allem in Deutschland stattfand und nicht minder heftig war als die um das Frauenstudium. Auch hier ging es implizit um die Frage nach dem Zugang von Juden zur Universität, zu den öffentlichen Ämtern und den akademischen Berufen. Zwar hatten Juden, soweit männlichen Geschlechts, seit der Reichsgründung das Recht, an deutschen Hochschulen zu studieren. Aber die Berufung auf einen Lehrstuhl war ihnen weitgehend verwehrt, wie auch viele Beispiele aus der Geschichte *dieser* Universität beweisen: etwa das von Georg Simmel, dem es nie gelang, in Berlin auf einen Lehrstuhl berufen zu werden, obgleich seine Vorlesungen zu *den* kulturellen Ereignissen der Hauptstadt gehörten. Heute beruft sich diese Universität gerne auf diesen originellen Gelehrten. In der Diskussion um den „Juden“ ging es um eine ganz ähnliche Frage wie bei der um das Frauenstudium und um die Homosexualität: Ist die „jüdische Identität“ *biologisch* definiert oder handelt es sich um eine *kulturelle* Identität? Die Antisemiten vertraten zwei unterschiedliche Positionen - mit demselben Ergebnis: für die eine Fraktion war es die unveränderbare „Rasse“ und für die andere war es der unveränderbare „jüdische Geist“, die den „Juden“ definierten. So erklärte Theodor Fritsch in seinem "Antisemiten-Katechismus " von 1887 das Verbot des Sexualverkehrs mit Juden als das wichtigste der *Zehn deutschen Gebote*:

Erstes Gebot: Du sollst Dein Blut reinhalten. - Erachte es als ein Verbrechen, Deines Volkes edle arische Art durch Juden-Art zu verderben. Denn wisse, das jüdische Blut ist unverwundlich und formt Leib und Seele nach Juden-Art bis in die spätesten Geschlechter.²⁰

Für die Antisemiten, die im „jüdischen Geist“ die Definition des „Juden“ sahen, bildete dieser die Grundlage einer ebenfalls spezifischen und unverrückbaren Wesensart des

„Juden“. „Der Geist ist nicht (...) ein Erzeugnis der Rasse,“ so schrieb Artur Dinter, Autor des ersten Rassenromans *Sünde wider das Blut*,²¹

sondern umgekehrt ist die Rasse, der Körper die irdische Erscheinung eines Menschen, ein Erzeugnis seines Geistes. Der Geist ist's, der sich den Körper baut, nicht ist es umgekehrt.²²

Und er fährt fort:

„Auch in den Juden verkörpern sich Geister hochentwickelter Intelligenz. (...)Darin besteht ihre teuflische Bosheit und Gefährlichkeit für die arischen Rassen.“²³

So erstaunt es nicht, daß die Antisemiten den „jüdischen Geist“ - seit der Dreyfus-Affäre meist mit dem Schimpfwort „Intellektualität“ bedacht²⁴ - und das jüdische Blut mit genau denselben Bildern umschrieben: „fremd“, „giftig“, „zersetzend“ zum Beispiel. Ein bekannter antisemitischer Kalendervers lautete:

Hinfort mit diesem Wort, dem bösen,
Mit seinem jüdisch-grellen Schein!
Nie kann ein Mann von deutschem Wesen,
Ein Intellektueller sein.

Solche Bilder „jüdischer Gefahr“ spielten besonders im Kontext der Assimilation eine wichtige Rolle. Nicht die orthodoxen, sondern die assimilierten Juden - diese „Fremden“, denen man ihre Fremdheit nicht mehr richtig ansehen konnte, die Kaftan, Bart und Schläfenlocken abgelegt und sich mit dem „Wirtsvolk“ vermischt hatten -, wurden als Gefährdung betrachtet. Und die Darstellung ihrer Gefährlichkeit war von Sexualbildern durchsetzt. Das heißt, die antisemitischen Klischees vom „unsichtbaren Juden“ vermischten sich mit den Feindbildern eines undefinierbaren neuen Frauentypus, bei dem sich die traditionelle biologische Definition von Weiblichkeit zu verflüchtigen schien. In seinem Buch *Geschlecht und Charakter*, das den Zeitgeist zugleich wiedergab und prägte, schrieb Otto Weininger, daß „das Judentum durchtränkt“ sei „von jener Weiblichkeit, deren Wesen (...) im Gegensatze zu allem Männlichen ohne Unterschiede“ zu betrachten sei. Man könne, so schreibt er weiter,

„überaus leicht geneigt sein, dem Juden einen größeren Anteil an Weiblichkeit zuzuschreiben als dem Arier, ja am Ende eine platonische *Metexis* (= Teilhabe,

CvB) auch des männlichsten Juden am Weibe anzunehmen sich bewogen fühlen.“²⁵

Auch andere „Rassenforscher“ verkündeten ähnliche „Erkenntnisse“. So etwa Otto Hauser, auf dessen *Geschichte des Judentums*²⁶ sich später die Nationalsozialisten berufen sollten. In seinem Aufsatz *Juden und Deutsche* schrieb er:

Bei keinem Volk findet nun man soviel Weibmänner und Mannweiber wie bei den Juden. Deshalb drängen sich so viel Jüdinnen zu männlichen Berufen, studieren alles mögliche, von der Rechtswissenschaft, Heilkunde bis zur Theologie, werden Gruppen- und Volksvertreterinnen. Betrachtet man diese jüdischen Frauen auf die sekundären Geschlechtsmerkmale hin, so kann man bei gut zwei Dritteln von ihnen deren Verwischung feststellen. Der deutliche Bartanflug ist überaus häufig, die Brüste dagegen unausgebildet, das Haar bleibt kurz.“²⁷

Das heißt, das Bild einer *Aufhebung der Sexualdifferenz* überlagerte sich mit dem Bild der deutsch-jüdischen Assimilation: Die Verwischung der Grenzen zwischen Männern und Frauen wurde gleichgesetzt mit der Verwischung der Grenzen zwischen Juden und Deutschen. Die Assimilation selbst wurde mit dem Geschlechtsakt verglichen. So benutzt Werner Sombart - auch er einer der „Berühmtheiten“ dieser Universität - das Begriffsbild der „Paarung“ zur Beschreibung der „Vermischung“ von Deutschen und Juden. Er schreibt:

„Ich wünschte es im Interesse unserer deutschen Volksseele, daß sie von der Umklammerung durch den jüdischen Geist befreit würde, damit sie sich wieder in ihrer Reine entfalten könnte. Ich wünschte, daß die „Verjudung“ so breiter Gebiete unseres öffentlichen und geistigen Lebens ein Ende nähme: zum Heil der deutschen Kultur, aber ebensowohl auch der jüdischen. Denn ganz gewiß leidet diese ebensowohl unter der unnatürlichen Paarung.“²⁸

Kurz: Was hier um die Jahrhundertwende verhandelt wurde, läßt sich auf Frage reduzieren: Ist der Körper - der geschlechtliche Körper wie der Körper des „Juden“ - biologisch zu definieren, mithin unveränderbar, oder ist er (um ein aktuelles Modewort zu benutzen) ein kulturelles Konstrukt? Viele Frauen und viele Juden setzten sich für eine „kulturelle“ Definition des Körpers ein. Für die einen bedeutete sie Zugang zu höherer Bildung und Berufen; für die anderen Befreiung von den Klischees, die die rassistischen Antisemiten an den Körper des Juden zu haften versuchten. Die Berufung auf kulturelle Faktoren hatte u.a. zur Folge, daß Frauen wie Henriette Schrader-

Breymann und Helene Lange den Kampf um Frauenbildung mit dem Schlagwort der „geistigen Mütterlichkeit“ führten. Diese sei „nicht allein an die eigene Kinderstube, nicht allein an die physische Mütterlichkeit“ gebunden sei, sondern werde überall wirksam, wo „die Frau auch außerhalb des Hauses zum mütterlichen Wirken berufen“ sei.²⁹ Die Mädchenbildung, so forderten sie, solle dieser „psychischen Mütterlichkeit“, die zur Hebung der nationalen Sittlichkeit beitrage, Rechnung tragen. Da sie von der „geistigen Mütterlichkeit“ überzeugt waren, bejahten Helene Lange und ihre Mitkämpferinnen auch das Zölibat, das allen amtierenden Lehrerinnen auferlegt wurde. Das Wesen der Frau, so Helene Lange, zeichne sich ohnehin durch „eine geistigere Auffassung des Sexuellen“ aus.³⁰ Solche Bilder einer weniger biologischen als „geistigen“ Weiblichkeit trugen einerseits dazu bei, die Weichen für die sozialpädagogischen Ausbildungs- und Berufszweige zu stellen, die bis heute die Bildungs- und Berufswege von Frauen prägen; andererseits entsprachen sie aber auch dem neuen Trend, Psyche und biologisches Geschlecht als voneinander getrennt zu sehen.

Die Bestrebungen vieler assimilierter Juden um eine „kulturelle“ Definition des „Jüdischen“ war weniger vordergründig und drückte sich oft nur vermittelt aus - unter anderem in Sexualbildern. Es ist schon oft darüber gerätselt worden, warum, wie Erwin Haeberle schreibt, „die überwältigende Mehrheit der sexologischen Pioniere Juden waren.“³¹ Eine Antwort auf diese Frage mag in der Tatsache zu suchen sein, daß die meisten dieser Pioniere zu dem Flügel der Sexualwissenschaften gehörten, der dafür plädierte, im Sexualverhalten keine *biologische*, sondern eine *kulturelle* Erscheinung zu sehen: Da der „jüdische Körper“ zu einem Konstrukt rassistischer Ideologien geworden war, boten die Sexualwissenschaften, die die *kulturelle* Kodierung des Körpers betonten, die Möglichkeit diesem Konstrukt die physiologische Basis zu entziehen, also das rassistische Bild des jüdischen Körpers zu „dekonstruieren“. Auch Georg Simmels Interesse für die Geschlechterfrage ließe sich in diesem Sinne lesen: Indem er über den „Fremdkörper“ Frau sprach, thematisierte er zugleich den „Fremdkörper“ des Juden - ohne ihn zu benennen.³²

Warum aber hatte die Frage einer Definition des „Körpers“ um die Jahrhundertwende in Deutschland - mehr als anderswo - eine derartig politische Brisanz angenommen? Auf diese Frage gibt ein Wandel der Vorstellungen vom Gemeinschaftskörper eine Antwort, der sich mit der Industrialisierung vollzog. Dieser Wandel erklärt auch, warum die Gegner des Frauenstudiums und der Frauenemanzipation im Großen und Ganzen identisch waren mit den Gegnern der Assimilation der Juden, und warum sie außer den „Naturgesetzen“ auch die Gefahr einer Auflösung der Gemeinschaft beschwörten. „Sandhaufen“, „Atomisierung der Gesellschaft“ waren die Schlagworte dafür. So schrieb der Rechtshistoriker Otto Gierke (den Sie vorhin hörten und der - wegen des Frauenstudiums - das Vaterland am Rande des Abgrunds sah):

Das Gemeinwesen ist kein Sandhaufen, sondern ein Organismus. Geschlechtslose Individuen bilden kein Volk. Die Grundeinheit des socialen Körpers ist die Familie. Von der Gesundheit und Kraft der Familie hängt zuletzt das nationale Schicksal ab. Als Gattin und Mutter erfüllt die Frau ihre eigentliche nationale Aufgabe.³³

Was ist ein Gemeinschaftskörper? Alle Gesellschaften - ich denke, das kann man so allgemein sagen - versuchen, durch die Analogie zum Individualkörper der eigenen Gemeinschaft den Anschein von Geschlossenheit und Zusammengehörigkeit zu verleihen. Auf diesem Bedürfnis beruhen viele kulturelle Phänomene wie die Reinheitsgesetze, die in jeder Gesellschaft anders definiert werden, sowie die Geetze, die das Sexualleben und das Verhältnis der Geschlechter regeln. Auch Bilder des Blutes spielen in fast allen Kulturen - als Opferriten, als Inzestverbot, in Gestalt der Blutsbrüderschaften usw. - eine wichtige Rolle. Von diesen Bildern leitet sich zumeist ein gemeinsamer Ursprung, die Herkunft von einer historischen oder mythischen Urgestalt ab. Durch das Bild von der Gemeinschaft des Blutes soll etabliert werden, daß die vielen individuellen Körper in Wirklichkeit einen einzigen Körper bilden, weil ein und dasselbe Blut durch alle Adern fließt. Diese Vorstellung vom Gemeinschaftskörper nahm mit den rassistischen Vorstellungen vom „Volkskörper“ und von der „arischen Rasse“ säkulare Züge an und fand etwa auch in den Vorstellungen von der unveränderbaren „Natur“ des jüdischen oder des weiblichen Körpers seinen Ausdruck.

Daneben war ein neues Konzept vom Gemeinschaftskörper entstanden, das auf völlig anderen Voraussetzungen beruhte. Ich möchte es mit dem Terminus des „medialen Kollektivleibs“ umschreiben. Während die Ideologie des „Volkskörpers“ das gemeinsame Blut, die gemeinsame Rasse in den Vordergrund rückte, stand beim „medialen Kollektivleib“ die *psychische* oder (um einen modernen Ausdruck zu benutzen) die *vernetzte* Gemeinschaft im Mittelpunkt. Diese Gemeinschaft verband nicht ein gemeinsames *Blut*, sondern ein gemeinsames *Nervensystem*, das aus dem dichten Netz von Beschleunigungs- und Verkehrstechniken, von Telekommunikationsmitteln und von Währungen bestand, das die einzelnen Regionen, Städte und Individuen zusammenschloß und „synchronisierte“. Die Vorstellung eines durch die Medien erstellten psychischen, kulturellen (oder virtuellen) Sozialkörpers schuf einerseits völlig neue Vorstellungen von der Zusammengehörigkeit und Organisation der „Gemeinschaft“, die im Widerspruch zum traditionellen Konzept des „Gemeinschaftskörpers“ standen, entsprachen andererseits aber der neuen kulturellen Definition des Körpers. Besonders deutlich läßt sich die neue Vorstellung vom Gemeinschaftskörper am Beispiel der Pazifisten darstellen, die - wie das Frauenstudium - im nationalistischen Deutschland und in der Donaumonarchie weniger stark vertreten waren als etwa in England oder Frankreich, hielt man im deutschsprachigen Raum doch eher am traditionellen Bild des physiologisch definierten „Volkskörpers“ fest. Fast alle Texte des *rassistischen* Antisemitismus (in dem also die Bilder des Blutes eine wichtige Rolle spielen) entstammen dem deutschsprachigen Raum. Die Pazifisten hingegen griffen auf das Bild des „Nervensystems“ zurück, um ihr Ideal der Gemeinschaft zu kennzeichnen. Es war ein Vorgriff auf das, was heute unter dem Schlagwort der „globalen Vernetzung“ geführt wird. Noch wenige Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs sah Alfred H. Fried, einer der ersten Preisträger des Friedensnobelpreises, in diesem „Nervensystem“ eine Garantie für den Weltfrieden. Er schrieb 1905:

„Eisenbahn und Dampfschiffe durchqueren die Welt und führen die Kultur in die entlegensten Gefilde, wie die Adern das Blut in die Teile des Körpers, und Telegraph und Telephon haben sich zum Nervensystem der zivilisierten Welt entwickelt.“³⁴

Bei Fried gehen die Bilder vom „Blut“ und von den „Nervensträngen“ noch etwas durcheinander - an einer Stelle nennt er auch die „grossen Kapitalien“ „das rote Blut des internationalen Handels“.³⁵ Dennoch wird deutlich, daß hier zwei Konzepte vom Gemeinschaftskörper miteinander konkurrierten: Dem einen Konzept lag die Vorstellung vom „gemeinsamen Blut“ zugrunde, das andere beruhte auf dem Bild einer Gesellschaft als „Nervensystem“. Dieses zweite Konzept war der Industrialisierung, dem Kapitalismus und der Moderne geschuldet und prägte viele Klischees der Antisemiten vom „Juden“ als geistigem Feind: Der „zersetzende“ jüdische Intellekt oder die „Jüdische Weltverschwörung“ waren einige der Ausdrucksformen dafür. Auf der anderen Seite war das Konzept eines *nicht* physiologisch definierten Gemeinschaftskörpers aber auch tatsächlich anziehend für Juden, die die Assimilation anstrebten, enthielt es doch, anders als der „Volkskörper“, die Möglichkeit einer *kulturellen* Integration.

Fand das neue Konzept des Gemeinschaftskörpers im Bild des „Nervensystems“ seinen Ausdruck, so richtete sich seine *Diffamierung* gegen die „moderne Nervosität“, die „nervöse Gesellschaft“ bzw. den „nervösen Typus“ - ein Begriff, der vor allem in Deutschland um die Jahrhundertwende hohen Kurs hatte: Mit dem Begriff der „Nervosität“ wurden Erscheinungen umschrieben, die dem Bereich des *psychisch* Krankhaften oder Krankmachenden zugeschrieben wurden. Dazu gehörte das Leben in der Großstadt mit seiner Rastlosigkeit und seinen rasch wechselnden Rhythmen, mit den undurchschaubaren Beziehungsgeflechten, die das Stadtleben zwischen den Menschen wob (immer wieder dargestellt am Beispiel von Berlin - mehr als dem von London oder Paris), mit seinen „schrägen“ Typen, die als Dandies, als Schwule oder als Frauen in Männerkleidung die Cafés und Nachtbars bevölkerten. Der Begriff der „Nervosität“ wurde auch auf die Frauen übertragen, die für das Stimmrecht auf die Straße gingen oder für das Recht kämpften, an den Universitäten zugelassen zu werden. „Die Nervosität unserer Zeit,“ so befürchtete eine Theologin, werde durch das Frauenstudium zunehmen.³⁶ Ein Mediziner wiederum hielt die Frauen zwar für fleißiger als Männer:

„Gerade dieser Fleiß aber, welcher die Veranlagung zum Teil ersetzen soll, wird es dann wieder sein, welcher den zu Nervenkrankheiten besonders disponierten Frauen schädlich wird. Dieser, wie die Aufregungen, welche die Examina hervorrufen, und welchen das weibliche Geschlecht viel weniger gewachsen ist als

das männliche, wird beim Ende des Studiums die „nervöse Frau“ hervorgebracht haben.“³⁷

Das heißt, Frauen, die studieren wollten, galten nicht nur als „unweiblich“ und „widernatürlich“; sie wurden auch betrachtet als das Produkt der Moderne mit ihren technischen Neuerungen, die einerseits „Beschleunigung“, „Unruhe“ besagten, andererseits aber auch Innovationen hervorgebracht hatte, die die „Naturgesetze“ in Frage stellten. So suchten vor allem in Deutschland viele in den „Naturgesetzen“ Schutz vor den Innovationen der Moderne.

Der Begriff des „nervösen Typus“ fand Anwendung auf Menschen, deren Grundmuster - bei aller individuellen Unterschiedlichkeit - darin bestand, daß sich ihre Erscheinung und ihr Verhalten jeder *eindeutigen* Zuordnung widersetzte, darunter den tradierten biologischen Mustern von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Das Bild körperlicher undefiniertbarkeit, das in der Diffamierung des „nervösen Typs“ seinen Ausdruck fand, verband sich mit dem Bild des assimilierten „Juden“, dem die gleiche „undefinierbarkeit“ unterstellt wurde. Hysterie, Neurasthenie, Nervosität wurden nicht nur als typisch weibliche sondern auch als typisch jüdische Krankheiten angesehen³⁸ - eine Vorstellung, die wiederum von vielen Juden übernommen wurde. Allerdings war man sich über die Ursachen uneinig. Während der französische Psychiater Jean-Martin Charcot (wie viele Antisemiten) jahrhundertlang Inzucht (also erbliche Faktoren) für die Erscheinung „jüdischer Nervosität“ verantwortlich machte,³⁹ vertraten jüdische Ärzte wie Rafael Becker die Ansicht, daß „die jüdische Nervosität“ die Folge von Emanzipation und Assimilation sei. Er akzeptierte also das Krankheitsbild, machte aber den Verlust einer jüdischen „Identität“ und die *Auflösung* des jüdischen Gemeinschaftskörpers für die Krankheit verantwortlich. In jedem Fall aber besagte „Nervosität“ undefinierbarkeit.

Und nun, abschließend mache ich einen großen Sprung und lenke Ihren Blick weit zurück in das frühe Christentum. Paradoxerweise war um 1900, mit dem „nervösen Typ“, in einem zutiefst säkularen Zeitalter und engstens verbunden mit menschen-geschaffener Technik und Medialität, genau das entstanden, wovon die frühen Christen geträumt hatten: Denn in gewisser Weise repräsentierte der „nervöse“ Typ genau den „engelhaften

Leib“, den die großen Kirchenväter des Christentums wie Gregor von Nyssa im 4. Jahrhundert als irdische Vorwegnahme des paradiesischen Zustandes im Jenseits betrachtet hatten.⁴⁰ Die Geschlechtszugehörigkeit, so sagte er, so sagten auch Origenes und der Heilige Hieronymus, sei ein Produkt des Sündenfalls, mithin ein „augenblicklicher“ und „anomaler Zustand“, den es zu überwinden gelte. Für Gregor, so schreibt Peter Brown in *Die Keuschheit der Engel*, in denen er die asketischen Bewegungen des frühen Christentums beschreibt, war

Adams physischer Körper (...) unvorstellbar anders gewesen als der unsere. Er war ein treues Abbild einer Seele gewesen, welche selbst die völlig ungeteilte, unberührte *Einfachheit* Gottes widerspiegelte.⁴¹

Mit anderen Worten: So wie Platons Phantasien von der kontrollierten Reproduktion um 1900 in realisierbare Nähe rückten, fand auch die Idealisierung des „engelhaften Körpers“ in der Entstehung und Designation des „nervösen Typus“ seine weltliche Umsetzung. Das mag erklären, weshalb das, was Ende des 19. Jahrhunderts noch mit dem Begriff der „Nervosität“ *diffamiert* wurde, sich mit dem ausgehenden 20. Jahrhundert als Mainstream-Diskurs über Geschlechtlichkeit und über den Körper erweist. Heute gibt es einen breiten Konsens darüber, daß das Geschlecht als „kulturelles Konstrukt“ zu verstehen sei.⁴² Der Körper selbst erscheint nurmehr als eine Hülle (als *wet ware*, wie die Computerfreaks sagen), als Spielzeug geistiger Triebe. Solche Vorstellungen bahnten sich nicht nur mit den ersten medialen Techniken der Telekommunikationsmittel an; sie sind auch den technischen Sehgeräten eingeschrieben, die die Sehgewohnheiten und die Wahrnehmung des Selbst und des Anderen verändert haben. Die Reproduktionstechniken des Industriezeitalters führten zu einer Vereinheitlichung des Blicks, die schon mit der Entwicklung der Zentralperspektive in der Renaissance begonnen hatte. Und sie reflektieren in dieser Gleichschaltung des Sehens die Phantasien der Homo-Genisierung, die mit der Herrschaft über die menschliche Reproduktion einhergingen. Diese Phantasien erzählten von der Verschmelzung der Geschlechter und der Aufhebung des Ich. Das zeigt sich besonders deutlich mit der Entstehung des Kinos - ein Medium, das den oder die ZuschauerIn zur Identifizierung sowohl mit dem betrachtenden Auge der Kamera als auch mit dem betrachteten Objekt des Blicks, den Darstellern, einlädt.. Schon in den 20er Jahren bezeichnete Alfred Polgar das Kino

deshalb als „Region, wo „das Individuum aufhört, Individuum“ zu sein. Er nannte den Kinosaal einen „dunkle(n) Wurzelgrund des Lebens“, einen Ort, „den so selten ein Wort erreicht, kaum das Wort des Gebetes oder das Gestammel der Liebe, er bebt mit.“⁴³

Das Kino, das, wie die Sexualwissenschaften, vor hundert Jahren geboren wurde, erfüllte - wenn auch nur für wenige Stunden - christlich-religiöse Phantasien einer Entkörperung und Aufhebung der Geschlechterdifferenz. Zugleich nahm der Kinosaal den virtuellen Raum der digitalen Techniken voraus, in den sich das Ich mit Augen und Ohren, bei gleichzeitiger Stilllegung des restlichen Körpers, *hineinbewegen* kann. Seitdem es sie gibt, ist das zentrale Kennzeichen der Cyberspace-Phantasien die Überwindung der Körperlichkeit. Aber während die großen Asketen des frühen Christentums versuchten, durch strenge Enthaltbarkeit die Gesetze des Körpers außer Kraft zu setzen, ist für den Cyberspace Theoretiker Gullichsen Walser die Reise in die Körperlosigkeit nicht nur technisch beherrschbar, sondern auch ein Vergnügen:

Im Cyberspace besteht keine Notwendigkeit, daß Sie sich in Ihrem Körper herumbewegen, den sie in der Realität besitzen. Vielleicht fühlen Sie sich zunächst in einem Körper wie Ihrem eigenen am wohlsten, doch wenn Sie immer größere Anteile Ihres Lebens und Ihrer Geschäfte im Cyberspace abwickeln, wird Ihre eingeschliffene Vorstellung von einem einzigen und unveränderlichen Körper einem weit flexibleren Körperbegriff weichen - Sie werden Ihren Körper als verzichtbar und, im großen und ganzen, einengend empfinden. Sie werden feststellen, daß manche Körper in bestimmten Situationen am dienlichsten sind, während sich andere Körper in anderen Situationen besser eignen. Die Fähigkeit, das eigene Körperbild radikal und zwingend zu verändern, wird zu tiefgreifenden psychologischen Auswirkungen führen und die Vorstellung in Frage stellen, die Sie von sich selber haben.⁴⁴

So ist vielleicht der Schlüssel zur anfangs gestellten Frage, warum sich in weniger als hundert Jahren ein derartig radikaler Wandel vollziehen konnte, in der Tatsache zu suchen, daß es eine lange religiöse Vorgeschichte gibt, durch die diese Entwicklung vorgezeichnet war. Das heißt, der Transformationsprozeß, der sich in den letzten hundert Jahren in den Wissenschaften vollzogen haben, bedeutet weniger radikaler Wandel als radikale Erfüllung von Paradigmen. Auf keinem anderen Gebiet ist das so deutlich abzulesen wie auf dem der Geschlechterbilder und Geschlechterrollen.

Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen verständlich machen konnte, warum es Sinn macht, einen Studiengang Gender studies einzurichten, und warum gerade in Berlin.

¹ 1896 hatten die ersten sechs Abiturientinnen - unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit - das Abitur extern am Vorkolleg Lyzeum abgelegt.

² In: Arthur Kirchhoff, (Hg.), *Die Akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe*, Berlin (Hugo Steinitz Verlag), S. 257f

³ Ebda. S. 128

⁴ T.L.W. v. Bischoff, *Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen*, München 1872

⁵ Philipp v. Nathusius, *Zur Frauenfrage*, Halle 1871, S. 104ff

⁶ Lorenz v. Stein, *Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie* (1. Auflage 1875), 6. Auflage Stuttgart 1886, S. 92ff

⁷ Georg Lewin, In: Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 73

⁸ Politik, Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke, hg. v. Max Cornicelius, 1. Bd. Leipzig 1897, S. 236ff

⁹ Otto Gierke, In: Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 25ff

¹⁰ -Rudolf v. Virchow, *Das Weib und die Zelle*, zit. n. Rosa Mayreder, *Zur Kritik der Weiblichkeit*, 2. Auflage, Jena/Leipzig 1907, S. 17

¹¹ Heinrich v. Sybel, *Über die Emanzipation der Frau*, Bonn 1870, S. 12ff

¹² Prof. Dr. theol. Freiherr v. Soden, In Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 13

¹³ Prof. Dr. theol. et phil. August Dorner, In Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 3

¹⁴ vgl. Ernst H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, übers. v. Walter Theimer, München (dtv) 1990, S. 222

¹⁵ Theodor Gottfried von Hippel, *Über die Ehe*. Berlin 1774, S. 96

¹⁶ vgl. Platon, *Der Staat*, in: Platon, *Hauptwerke*, ausgew. u. eingeleitet v. Wilhelm Nestle, Stuttgart 1973, S. 188

¹⁷ Karl Heinrich Ulrichs, *Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe*, Berlin (Zwölf Schriften) 1864-1879

¹⁸ Johanna v. Elberskirchen, *Die Liebe des Dritten Geschlechts*, 1904, S. 18

¹⁹ Iwan Bloch, *Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur*, Berlin 1909, u.

Magnus Hirschfeld, *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 1914

²⁰ Theodor Fritsch, *Antisemiten-Katechismus. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materials zum Verständnis der Judenfrage*, Leipzig 1887, S. 313

²¹ Artur Dinter, *Die Sünde wider das Blut* (1917), Leipzig 1927, S. 210

²² Artur Dinter, *Die Rassen- und Judenfrage im Lichte des Geistchristentums*, In: *Der Jud ist schuld...?* Diskussionsbuch über die Judenfrage, Basel, Berlin, Leipzig, Wien (Zinnenverlag) 1932, S. 96

²³ Ebda. S. 101

²⁴ Vgl. Dietz Berings materialreiche und differenzierte Untersuchung zu diesem Thema: Dietz Bering, *Die Intellektuellen, Geschichte eines Schimpfwortes* (Stuttgart 1978), Berlin, Wien 1982

²⁵ Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter*, Wien-Leipzig (16) 1917, S. 415f

²⁶ Otto Hauser, *Geschichte des Judentums*, Weimar (Verlag Alexander Duncker) 1921

²⁷ zit. n. Gottfried Feder (Mitglied des Reichstags), *Die Judenfrage*, In: *der Jud ist schuld...?* (s. Anm. 22), S. 61

²⁸ Werner Sombart, *Artvernichtung oder Arterhaltung*, In: *Der Jud ist schuld...?* (s. Anm. 22), S. 252

²⁹ Henriette Schrader Breymann, *Zur Frauenfrage*, 1868, S. 11

³⁰ Helene Lange, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1921, S. 159f

³¹ Erwin J. Haerberle, *The Jewish Contribution to the Development of Sexology*, In: *the Journal of Sex Research*, Vol. 18, No. 4, November 1982, S. 307

³² So beschreibt Simmel am Beispiel der Sprache von Lyrikerinnen, wie sehr sich das „Weibliche“ - vergleichbar dem Jüdischen - in der bestehenden Kultur als „Fremdkörper“ erfahre: „Gewiß ist das Herausbringen der weiblichen Nuance, ihre Objektivierung, auch in der literarischen Kultur sehr schwierig, weil die allgemeine Form der Dichtung, innerhalb deren es geschieht, eben männliche Produkte sind und daraufhin wahrscheinlich einen leisen inneren Widerspruch gegen die Erfüllung mit einem spezifisch weiblichen Inhalt zeigen. Namentlich an weiblicher Lyrik, und zwar gerade an sehr gelungener, empfinde ich oft zwischen dem personalen Inhalt und der künstlerischen Form eine gewisse Zweiheit, eine unterirdische Unbehaglichkeit, als hätte die schaffende Seele und ihr Ausdruck nicht ganz denselben Stil.“ Georg Simmel, *Weibliche Kultur* (1902), in: Ders. *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, hg. v. Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1985, S. 166.

Eine solche Beschreibung von Fremdheit entspricht genau dem antisemitischen Klischee vom Juden, etwa bei Weininger: „Des Juden psychische Inhalte sind sämtlich mit einer gewissen Zweiheit oder Mehrheit behaftet; über diese Ambiguität, diese Duplizität, ja Multiplizität kommt er nie hinaus. (...) Diese innere Vieldeutigkeit,

diesen Mangel an unmittelbarer innerer Realität irgend eines psychischen Geschehens, die Armut an jenem An- und Für-sich-Sein, aus welchem allein höchste Schöpferkraft fließen kann, glaube ich als Definition dessen betrachten zu müssen, was ich das Jüdische als Idee genannt habe. Es ist wie ein Zustand **vor dem Sein**, ein ewiges Irren draußen vor dem Tor der Realität. (...) *Innerliche Vieldeutigkeit*, ich möchte es wiederholen, ist *das absolut Jüdische, Einfalt das absolut Unjüdische*.“ Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter*, (s. Anm. 25) S.442f.

Ähnlich auch bei Wassermann, wenn er in seiner Autobiographie „Mein Weg als Deutscher und Jude“, von seiner inneren Gespaltenheit in den Jugendjahren spricht und die Reaktionen seiner Psyche auf die Gewalt beschreibt, der er sich als Jude ohnmächtig ausgesetzt fühlte: „Ich hatte den Forderungen, mit denen man meine Natur vergewaltigen wollte, nur Trotz entgegenzusetzen, schweigenden Trotz, schweigendes Anderssein.“ Jakob Wassermann, *Mein Weg als Deutscher und Jude* (1921), in: ders. *Deutscher und Jude*. Reden und Schriften 1904-1933, hg. v. Dierk Rodewald, Heidelberg 1984, S. 51

³³ Otto Gierke, In: Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 25ff

³⁴ Alfred H. Fried, *Handbuch der Friedensbewegung*, Wien und Leipzig (Verlag der Österreichischen Friedensgesellschaft) 1905, S. 36

³⁵ Ebda. S. 43

³⁶ Prof. Dr. theol. et phil. August Dorner, Universität Königsberg, In Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 4

³⁷ Prof. Dr. med. Emmanuel Wendel, Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin, In: Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 133. S.a. Prof. Dr. phil. Jacob Caro: „In der eigentlichen Wissenschaft, in dem Heiligtum der Universitäten, da halte ich an dem alten Satz: mulier taceat in ecclesia. (...) Edle Frauen haben einen natürlichen Instinkt für die von Gott gewollte Weltordnung. Mit künstlichen Eingriffen in sie soll man die Insuffizienzen unserer neurasthenischen Gesellschaft nicht kurieren wollen.“, In: Kirchhoff (s. Anm. 2), S. 186

³⁸ vgl. Christina von Braun, *Frauenkörper und medialer Leib*. in: H.U.Reck (Hg.) *Inszenierte Imagination*. New York/Wien/Berlin (Springer) 1996

³⁹ Die Antisemiten erfanden dafür den widersprüchlichen Begriff der „Mischlinginzucht“, vgl. Otto Hauser, *Geschichte des Judentums*, Weimar (Verlag Alexander Duncker) 1921. So auch Houston Stewart Chamberlain, der sowohl die "Vermischung" mit anderen Völkern als auch die "Inzucht" für die "Degeneration" der jüdischen Rasse verantwortlich macht. (H.St. Chamberlain, *Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts*, 11. Auflage München 1909 (Verlagsanstalt F. Bruckmann), Bd. I, S. 441. Ähnlich auch Artur Dinter (Artur Dinter, *Die Sünde wider das Blut* (1917), Leipzig 1927, S. 210. Der *Völkische Beobachter* schließlich bezeichnete den Inzest als zur "Natur des Juden" gehörig und begründete damit die Notwendigkeit der "Rassengesetze" (zit. n. Hans-Georg Stümke und Rudi Finkler, *Rosa Winkel - Rosa Listen*. Homosexuelle und "gesundes Volksempfinden" von Ausschwitz bis heute, Reinbek b. Hamburg, 1981, S. 284. Diese Berufung (auf einen angeblichen jüdischen „Inzest“ ist umso bemerkenswerter, als gerade die *Idealisierung* des Inzests in der antisemitischen Literatur eine wichtige Rolle spielte: gleichsam als Schutz gegen die Berührung mit dem „fremden Blut“. Vgl. Christina von Braun, „Blutschande“ - Wandlungen eines Begriffs. Vom Inzesttabu zu den Rassengesetzen, In: dies. *Die Schamlose Schönheit des Vergangenen. Über das Verhältnis von Geschlecht und Geschichte*, Frankfurt/Main 1989

⁴⁰ zit. n. Brown, Peter, *Die Keuschheit der Engel*. Sexuelle Entsagung, Askese und Körperlichkeit im frühen Christentum, Aus dem Englischen v. Martin Pfeiffer, München 1994, S. 304f

⁴¹ Peter Brown, *Die Keuschheit der Engel*, S. 304

⁴² vgl. u.a. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Aus d. Amerikanischen v. Kathrina Menke, Frankfurt/Main 1991, dies. *Körper von Gewicht*, Frankfurt/Main 1993

⁴³ Alfred Polgar, "Das Drama im Kinematographen", in: *Das Tagebuch*, zit. n. Annette Bauerhoch, „A Mother to Me“: auf den Spuren der Mutter - im Kino, in *Frauen und Film*, Heft 56/57, Basel (Verlag Stroemfeld) 1995, S. 73

⁴⁴ Gullichsen Walser, in: Howard Rheingold, „*Virtuelle Welten*“. Reisen im Cyberspace, Reinbek b. Hamburg (Rowohlt), 1992, S. 288